

Bericht zur Jubiläumsveranstaltung des Ethnologischen Seminars

Das Ethnologische Seminar der Universität Basel feierte am **26. April 2013** sein 50-jähriges Bestehen. Am Nachmittag führten Doktorierende eine Veranstaltung durch, die den Austausch und die Vernetzung zwischen berufstätigen EthnologInnen und Studierenden resp. Doktorierenden ermöglichte. Am Abend folgte ein Festakt mit Apéro für die breite Öffentlichkeit. **Livia Kern** und **Mara Wirthlin**, beide Studierende am Seminar, haben die Jubiläumsveranstaltung begleitet und den folgenden Bericht verfasst.

Ab in die Zukunft – Laufbahnen von Absolventinnen der Ethnologie

Ein warmer, bedeckter Nachmittag in Basel am Ethnologischen Seminar, wo heute das 50jährige Jubiläum gefeiert wird. Um 14 Uhr nachmittags treffen die ersten Gäste ein. Letzte Vorbereitungen werden getroffen, bevor sich alle TeilnehmerInnen, nach steilem Treppenaufstieg, im Seminarraum eingefunden haben. Andrea Kaufmann begrüsst die versammelte Gemeinschaft und führt in das Thema der Veranstaltung, die Laufbahnen von EthnologInnen, ein. Barbara Heer erklärt den Ablauf des Nachmittags, an dem alle TeilnehmerInnen an zwei von vier Workshops teilnehmen können. In den Workshops sind je zwei RepräsentantInnen verschiedenster Berufsrichtungen vertreten. Sie alle haben eine Gemeinsamkeit: den Ausgangspunkt Ethnologie-Studium. Die Studierenden, die noch ganz am Anfang vieler möglicher Karrierewege stehen, können im Gespräch Fragen zu den unterschiedlichen Werdegängen und Berufsfeldern stellen.



Abb. 1: Angehende EthnologInnen lauschen den Ausführungen von Markus Diem.

Markus Diem, Leiter der Studienberatung der Universität Basel, ist der einzige Gast, der nicht Ethnologie studiert hat. In dem anschließenden **Einleitungsinput** lässt er seine umfassenden Erfahrungen mit dem Berufseinstieg für EthnologInnen einfließen. Er fasst verschiedene Laufbahnen von Studierenden in Gruppen. So können MedizinstudentInnen einem eher durchstrukturierten, geradlinigen Ausbildungsmarathon folgen, dies nennt Diem „Pipeline“-Studiengänge. Sie müssen sich während des Studiums nicht um den zukünftigen Berufseinstieg sorgen, da sie von Anfang

an ein klares Ziel vor Augen haben. Diese manchmal bereits im Kindergarten getroffene Entscheidung bewahrt die Studierenden vor einer Auseinandersetzung mit dem Wirrwarr der Arbeitswelt. Bei Wirtschaftswissenschaften ist die Situation wieder anders. Als Trainees werden Studierende ohne jegliche Praxiserfahrung in Firmen aufgenommen, eingearbeitet und gut entlohnt. Auch sie brauchen sich während des Studiums nicht um den Berufseinstieg zu kümmern. Die Kehrseite ist, dass ältere StudienabgängerInnen weniger einfach eine Anstellung finden. Die Situation für GeisteswissenschaftlerInnen ist wiederum eine andere. Markus Diem zeichnet kein romantisches Bild. Daten seiner langangelegten Vergleichsstudien zeigen: Zwei Drittel der Ethnologie-Studierenden haben fünf Jahre nach dem Studium noch keine Stelle gefunden, die ihren Wünschen und Fähigkeiten entspricht. Für

EthnologInnen werden keine Trainee Programme angeboten und doch werden spezifische Praxiserfahrungen in den jeweiligen Tätigkeitsfeldern verlangt; Praxiserfahrung, die man sich an der Universität nicht aneignen kann. Ethnologie-Studierende wird hiermit also nahegelegt, bereits während dem Studium Praktika zu machen. Laut Markus Diem ist es für Studierende der Ethnologie weniger wichtig, möglichst schnell durch das Studium zu „rutschen“, als studiumsbegleitend Fuss zu fassen in der Arbeitswelt und fortlaufend Erfahrungen zu sammeln.

Die anschliessende Vorstellungsrunde der geladenen Gäste bestätigt diese Ausführungen: Die kurvig und kantig verlaufenden Berufswege fassen das vorher sachlich und faktisch Besprochene in ein greifbares und miterlebbares Narrativ. Dabei beeindruckt die Vielgestaltigkeit der Laufbahnskizzen, wie auch das Durchhaltevermögen, die Eigeninitiative, die Flexibilität und teils auch Kreativität der EthnologInnen. Für viele Studierende ist die Berufswelt, wie Diem sagt, ein dunkler Wald und es ist wichtig, Licht in den Wald zu bringen. Dies ist ansatzweise das Ziel der Workshops. Im folgenden Abschnitt werden die Lebensläufe der Gäste kurz zusammengefasst und spannende Fragen, die während den Workshops gestellt und beantwortet wurden, festgehalten.



Abb. 2: Die Organisatorinnen Barbara Heer und Andrea Kaufmann informieren über den Ablauf des Nachmittags und Abends.

Workshop: Medien und Kommunikation

Lic. Phil. Maya Brändli

Maya Brändli hat während des Studiums keine Praktika gemacht, als Kellnerin nebenher Geld verdient und das Studium so schnell wie möglich abgeschlossen. Ihr Start ins Berufsleben kam dann allerdings einer Bruchlandung gleich und sie war mehrmals arbeitslos. Sie hat auf dem Ballenberg wie auch in Sumatra einige herausfordernde Berufserfahrungen machen können, womit sie in einigen Anekdoten nun zum Lachen anregen kann – zum Lachen sei es aber damals durchaus nicht gewesen. Der Einstieg in den Radiojournalismus ist ihr dennoch geglückt, weil sie „seriös“ von unten mit Praktika im Bereich Kommunikation begonnen hat. Heute arbeitet sie bei Radio SRF2 und ist für die Hintergrundsendung Kontext verantwortlich. Sie hat nun genau das gefunden, was sie machen will und befindet sich wieder näher an ethnologischen Themenfeldern.

Dr. Sabina Heuss

Bereits während des Studiums zeichnete sich bei Sabina Heuss eine Orientierung zu Medien ab. Sie hat verschiedene Praktika im Kommunikationsbereich gemacht. So hat sie bereits zum Ende des Studiums über viel Erfahrung verfügt. Gearbeitet hat sie als Kommunikationsbeauftragte, freie Mitarbeiterin beim Blick, als Marketing Direktorin bei Multipartner S.p.A. in Rom und beim Italienischen Fussballverband und der FIFA Zürich in der Position eines Group Leader in Marketing Communication & Research. Aufgrund ihrer Dissertation führte sie ihr akademischer Weg zuerst nach München, zum

Institut für Sport, Medien und Kommunikation. Danach ging sie nach Rom, um an der Universität La Sapienza als Mitarbeiterin und Dozentin mitzuwirken. Heute ist sie Leiterin des Bereichs Marketing & Kommunikation im Universitätsspital Basel und Mediensprecherin. Im Rückblick sagt sie, dass sie ihre Karriere so nicht geplant hat, sondern dass die eine Stelle zur nächsten führte, wie in einem Fluss.

Ethnologische Perspektive bei Medienarbeit

Kommunikation ist ein riesiger und vielseitiger Bereich. Bei der Frage, inwiefern die Ethnologie heute noch im Arbeitsalltag eine Rolle spielt, betonen beide Frauen das wertefreie Denken. Das, was vom Studium bleibt, ist die ethnologische Perspektive, die Fähigkeit verschiedene Perspektiven einzunehmen. Maya Brändli illustriert dies an einem Beispiel: Wenn sie die Wahl hätten zwischen einem Beitrag über den Bundesrat und einem, der sich mit der Eröffnung eines öffentlichen WCs beschäftigt, so würden die meisten ihrer KollegInnen den Bundesrat wählen, weil es mehr Prestige impliziert und ein Indikator für die journalistische Wichtigkeit ist. Doch für Brändli gibt es keine solche Rangordnung. Sie würde sich sogar für den Toilettenbericht entscheiden, weil er ihr aus ritueller Sicht interessant erscheint, und weil man unvorhergesehene Aspekte miteinbauen kann, wie etwa Genderfragen. Beim Bundesrat könne man sich in etwa vorstellen, was er erzählen wird. Die Wertschätzung von kleinen Dingen, die andere als unwichtig befinden und das genaue Hinschauen - das seien für die beiden ethnologische Eigenschaften, die sie von den KollegInnen unterschieden.

Bewerbungstipps

Die Frage, wie man bei einer Bewerbung herausstechen kann, beantworten die beiden Medienfrauen gleich: es ist wichtig, die praktischen Erfahrungen, die man neben dem Studium macht, in der Bewerbung zu betonen. Bei einer Tageszeitung wie z.B. beim Blick gearbeitet zu haben kann dabei wichtig sein. Viele der Studierende möchten am liebsten Reportagen schreiben, aber die Realität ist eine andere. Nur durch harte Arbeit in den verschiedensten Bereichen kann man dahin kommen. Auch Kolumnen schreiben ist eine gute praktische Erfahrung. Wenn ein Lebenslauf nicht kohärent ist, soll dies nicht verheimlicht werden. Heuss meint, dass ein Lebenslauf die persönliche Entwicklung zeigt, daher wirft ein reibungsloser, piekfeiner Lebenslauf eher Fragen auf.

Workshop: Doktorat und berufliche Laufbahn

Dr. Brigitta Gerber

Brigitta Gerber hat während des Studiums als Messe-Hostess und Hilfsbibliothekarin Geld verdient. Dazu war sie in der studentischen Fachgruppe aktiv. Ihr Auslandsemester in den USA habe auch wegweisend gewirkt. Sie war ausserdem als Redakteurin der Zeitschrift Tsantsa und als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig. Nach dem Studium und Nachdiplomstudium musste sie eine kleine Durststrecke der Arbeitslosigkeit durchstehen. Dann arbeitete sie in der Entwicklungszusammenarbeit als Stagiaire in der politischen Abteilung der DEZA in Bern, danach als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Nationalfonds-Projekt des Pestalozzianums in Zürich und schliesslich sechs Jahre am Schweizerischen Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien in Neuenburg. Daneben reichte sie ein Nationalfonds-Projekt ein und promovierte in Geschichte zu antirassistischen Bewegungen in der

Schweiz. Heute ist sie frei schaffend als Kultur- und Sozialwissenschaftlerin mit ihrem Büro Toleranzkultur. Des Weiteren ist sie Mitglied des Grünen Bündnisses/BastA! und der Grünen Schweiz, und seit 2002 im Basler Kantonsparlament als Grossrätin (Altgrossratspräsidentin 2007/08) und Petitionskommissionspräsidentin. Sie ist Lehrbeauftragte bei der Fachhochschule Nordwestschweiz und Präsidentin der terre des hommes schweiz.

Dr. Henri-Michel Yéré

Henri-Michel Yéré hat seinen Bachelor in Cape Town abgeschlossen und dank verschiedenen Stipendien den Master in Afrika Studien in Basel machen können. In Basel hat er auch doktort. Zu seiner Stelle hat ihn ein glücklicher Zufall geführt: An einem Abend im Theater lernte er eine Personalverantwortliche von Novartis kennen und sie unterhielten sich über seine beruflichen Pläne. Darauf gab sie ihm ihre Visitenkarte und meinte, er solle sich doch bewerben. Den Job, für den Yéré sich bewarb, gab es bis zu seiner Bewerbung nicht. Es seien viele glückliche Zufälle gewesen, die schliesslich zu seiner Festanstellung bei der Novartis geführt haben. Heute hat er die Position als Associate Director for Diversity and Inclusion bei den Institutes for Biomedical Research der Novartis.

Humanwissenschaftler in der Privatwirtschaft

Das Interesse an diesem Workshop war gross. Eine Gruppe hat sich wissbegierig um den kleinen Snacktisch vor dem Sekretariat versammelt. Auf die anfängliche Frage, worin Henris Aufgabe bei der Novartis praktisch bestehe, folgt eine detaillierte Beschreibung, was unter „Diversity“ in seinem beruflichen Alltag verstanden wird. Darunter sei viel mehr zu verstehen als die rein kulturelle Diversität zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft, die für ihn eher sekundär ist. Diversität meint alles, was Menschen unterschiedlich prägt und beeinflusst. Das können Genderaspekte sein sowie der wissenschaftliche Hintergrund. Erst durch seine Arbeit bei der Novartis, wo er der einzige Ethnologe



Abb. 3 Im Pausenbereich des Ethnologischen Seminars findet der Workshop „Doktorat und berufliche Laufbahn“ mit Dr. Brigitta Gerber und Dr. Henri-Michel Yéré statt.

sei, sei ihm bewusst geworden, wie sehr sich die Sichtweise der HumanwissenschaftlerInnen in manchen Punkten von jener der NaturwissenschaftlerInnen unterscheidet. Letztere legen zum Beispiel sehr viel Wert auf Schnelligkeit und auf kurze Mails. „Companies begin to understand that they need different point of views, which anthropology can offer. Companies need to understand people, and we as anthropologists can bring this,“ sagt Henri-Michel Yéré zum Abschluss.

Ethnologen in der nationalen Politik

Brigitta Gerber ermutigt uns, als EthnologInnen in der Politik aktiv zu werden. Gerade für die nationale Politik seien Fähigkeiten, die man durch ein Ethnologiestudium gewinnt, wertvoll. Für sie ist in der Politik auch die Ethnologie sehr nützlich: Die Analyse von verschiedenen Welten und Realitäten, Unterschieden zwischen Männern und Frauen, zwischen links und bürgerlich, zwischen unterschiedlichen Organisationsstrukturen und politischen Kulturen ist wichtig. Zudem bedeutet politische Arbeit sich umfassend und fortwährend in neue Themen einzuarbeiten und die eigenen Themen – ihre Themen sind Stadtentwicklung, Rassismus, Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit, Migration, Asyl, Gender - nicht aus den Augen zu verlieren. Sie sagt, sie bringe viele Vorstöße durch, weil ihr oftmals nach gründlicher Kräfteanalyse das Verhandeln gut gelänge und sie gerne Allianzen schmiede. Um in die Politik zu gehen, sei es sehr wichtig, gute Netzwerke zu haben. Dies erreiche man durch Praktika, unterschiedliche Jobs, viel Engagement in NGO's - und vor allem viel Fleiss und Ehrgeiz. Brigitta Gerber rät mehrere Eisen gleichzeitig im Feuer zu haben, mehrere Standbeine aufzubauen. Das ist anstrengend, aber wird dafür nie langweilig.

Workshop: klassische Berufsfelder

Lic. Phil. Susanne Hammacher

Susanne Hammacher hat Kunstgeschichte und Ethnologie studiert. Sie hat schnell abgeschlossen und im Anschluss daran leicht ein Praktikum gefunden. Heute sagt sie, dass sie über Zufall zu ihrer heutigen Position gekommen ist. Durch das Verfassen eines kurzen Texts über etwas, das sie interessierte, eröffneten sich neue berufliche Perspektiven im Betrieb wo sie arbeitete. Sie legt uns auch ans Herz, bei der Feldforschung praktische Erfahrungen zu sammeln. Das war ihr persönlich auch immer sehr wichtig. Sie hat am Museum der Kulturen gearbeitet und am Museum of Childhood at Bethnal Green in London. Heute arbeitet sie im Royal Anthropological Institute und ist für das RIA film festival zuständig.

Lic. Phil. Adrian Maître

Adrian Maître hat schon früh seinen Schwerpunkt auf Agronomie gelegt. Er hatte auf einem Bauernhof gearbeitet und dann als Assistent bei Prof. Dr. Schuster den Schwerpunkt Entwicklungszusammenarbeit, spezifisch mit Schwerpunkt auf Landwirtschaft studiert. Nach dem Studium ist er bei CIAT in Peru tätig geworden. Das Projekt wurde von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) finanziert. Bei der DEZA ist er auch heute noch und hat sich über interne Ausbildungen weiterentwickeln können. Vor allem in und für Südamerika war er technischer Berater, arbeitete für Poverty Reduction Strategies Latein-



Abb. 4: Adrian Maître und Susanne Hammacher diskutieren über Berufseinstiegsmöglichkeiten für EthnologInnen.

amerika, ist mitverantwortlich für den ersten Wirkungsbericht DEZA/SECO (Wassersektor) und hilft Standards für ergebnisorientierte Steuerung zu bilden. Heute ist er zuständig für Standards, Ausbildung und Beratung betreffend methodischer Qualitätssicherung.

Ausschlaggeber für den Einstieg in die Berufswelt

Maître rät bei der Fächerwahl durchaus seinen Instinkten zu folgen. Er selbst habe Chancen in seinem Leben verpasst, weil er auf Ratschläge anderer gehört habe. Ausschlaggebend war für ihn seine Beschäftigung mit Bauernhöfen und Agrarsystemen. Die Studienfächerkombination hatte bei ihm keinen grossen Einfluss auf seine Anstellung gehabt. Wichtig ist manchmal auch das, was man nicht abschliesst. Seine Feldforschung war, obwohl er seine Dissertation nie abgeschlossen hat, wegweisend für seine spätere Laufbahn. Wichtig war auch seine interdisziplinäre Offenheit (er musste sich mit viel technischem Wissen anfreunden). Auch Hammacher meint: einfach mal frech sein, anrufen und nach einer Stelle fragen. Bewerbungsgespräche zu absolvieren ist wichtig, auch wenn es nicht immer zur Anstellung führt. So lernt man Leute kennen.

Sicht auf die EthnologInnen

Bei der DEZA gäbe es etliche EthnologInnen, das heisst etwa 5-10% des Personals. Trotzdem ist der Einstieg für StudienabgängerInnen der Ethnologie schwierig. Es gibt ein internes Rotationssystem, das heisst, es werden Stellen zuerst von internen Mitarbeitern besetzt. Hammacher möchte sich für eine Bewusstwerdung der Kompetenzen und Fähigkeiten von Ethnologen stark machen. Sie fragt sich, ob nicht noch mehr Einstiegsmöglichkeiten durch Coaching geschaffen werden können, da es den EthnologInnen oft an praktischem Wissen für den Beruf fehlt, und deshalb andere bevorzugt werden. Prof. Dr. Till Förster lässt auch seine Erfahrungen als Ethnologe in der Entwicklungszusammenarbeit einfließen und erzählt, was ihm gesagt wurde: „Wir nehmen Sie, obwohl Sie Ethnologe sind.“ Die Gründe, weshalb er die Stelle bekam, waren seine spezifischen Fähigkeiten, und weniger sein Studienabschluss: Er sprach die lokale Sprache und kannte sich in Verwandtschaftsethnologie aus.

Familie und Beruf

Gerade in der Feldforschung ist es eher hilfreich als störend, Kinder zu haben. Es ist sicher auch für die Kinder eine Bereicherung weit reisen zu dürfen. Es werden aber auch problematische Aspekte wie z.B. die Gefahr von Krankheiten als negative Erfahrungen genannt. Adrian Maître hat seine Kinder immer auf lokale Schulen geschickt und nie schlechte Erfahrungen damit gemacht. Zum Thema der Familienplanung erwähnen die beiden, dass es für EthnologInnen durchaus Sinn machen kann, während dem Studium oder Doktorat Eltern zu werden: Die familienexterne Betreuung (z.B. Krippenplätze) kann häufig während der Feldforschung einfacher und günstiger organisiert werden als in der Schweiz. Auf die Partnerschaft bezogen können lange Auslandsaufenthalte belastend wirken. Allerdings gibt es Möglichkeiten wie Jobsharing oder Beratungsarbeiten vor Ort.

Workshop: Staatliche- und Forschungsverwaltung

Lic.Phil. Nicole Kälin

Das Ethnologiestudium war Nicole Kälin's zweites Studium. Sie meint, in ihrem Leben gäbe es ein Davor und ein Danach. Davor hatte sie ein Sportstudium gemacht und war als Sportlehrerin tätig. Sie hat zudem ein Jahr Musik studiert und war als Reiseleiterin tätig. Sie tat immer viele Dinge gleichzeitig und fuhr im Prinzip dreigleisig. Auch sie habe mehrere Anläufe benötigt. Sie hat am Aufbau eines Freifachkurses Ethnologie, bei diversen Workshops im Rahmen der Studienwochen Welt in Basel, als wissenschaftliche Mitarbeiterin des Forschungsprojektes m@l und als Leitung Kurswesen bei Gsünder Basel mitgearbeitet. Heute arbeitet sie im Ressort Chancengleichheit der Universität Basel, betreute zu Beginn den Bereich Laufbahnförderung mit den Schwerpunkten Mentoring, Fortbildung und Vernetzung von jungen Wissenschaftlerinnen. Seit 2012 ist sie eher in die strategische Planung und Organisationsentwicklung eingebunden.

Dr. Markus Diem ist Leiter der Studienberatung an der Universität Basel. Mit seinen Studien über Berufseinstieg, Erfahrungen und Laufbahnen hat er langjährige Erfahrungen, die er vermitteln kann. Als Psychologe FSP teilt er seine Perspektive mit den Studierenden.

Suche einer Praktikumsstelle

Beim Suchen einer Praktikumsstelle bietet sich jobs.ch an. Dabei sind anstatt des Begriffs ‚EthnologIn‘ Begriffe wie ‚Koordination‘ oder ‚Migration‘ einzugeben. Man kann als Alternative zu einem Praktikum als wissenschaftliche MitarbeiterIn tätig sein, was man auch über jobs.ch finden kann. Viele Institute schreiben ihre Stelle direkt auf der Homepage aus. Daher ist eine spezifische Suche durchaus zu empfeh-



Abb. 5: Im Workshop „Staatliche- und Forschungsverwaltung“ geben Markus Diem und Nicole Kälin Tipps für Praktikumsbewerbungen.

len. Laut einer Studie bleiben 85% der GeisteswissenschaftsstudentInnen in derselben Branche, die sie nach dem Studium ausgewählt haben. Beispielsweise soll man es sich gut überlegen, ob man als erstes eine Stelle als Lehrperson antreten will. Dabei gehen mögliche Erfahrungen in der Privatwirtschaft verloren und eine spätere berufliche Umorientierung kann schwierig werden. Mit dem Doktorat ist man vielmals überqualifiziert. Mit dem Doktorat hat man häufig eine Stellung als ExpertIn oder wissenschaftlicheR MitarbeiterIn. Kälin erzählt aus ihrer Erfahrung, dass eine Karriere nicht planbar ist. Es ist wichtig, Chancen am Schopf zu packen.

Finden einer passenden Praktikumsstelle

Vor dem Antreten einer Stelle sollte man möglichst viele Gespräche suchen. Es lohnt sich anzurufen. Dabei sei es wichtig, passende Fragen zu stellen. Indem man seine Wünsche anbringt, findet man besser heraus, ob die Stelle wirklich den eigenen Vorstellungen entspricht. Gerade für das Bewerbungsgespräch ist eine sorgfältige Vorbereitung entscheidend. Sich selbst gut zu verkaufen und sich überfachliche Kompetenzen anzueignen ist wichtig. Der mehrperspektivische Blick von EthnologInnen ist sehr von Vorteil in vielen Bereichen. Bei der Frage nach der Lohnvorstellung sollte man möglichst die branchentypischen Lohn tabellen herbeiziehen. Dafür kann man die Studienberatung anfragen. Unbezahlte Praktika sind allerdings Realität und nichts Neues. Das gab es schon immer, zum Teil aber in anderer Bezeichnung. Die Arbeitswelt ist nicht nett, also muss man selbst auch nicht nett sein. Verschiedene Stellen offen zu halten und sich möglichst gut zu informieren hilft, ein passendes Praktikum zu finden. Dabei sollte man sich immer wieder die Frage stellen: Was interessiert mich? Was für ein Typ bin ich? Welcher Art Tätigkeit will ich nachgehen?

Zur **Abrundung des Nachmittags** finden sich alle wieder im Seminarraum ein, bereichert mit neuen Eindrücken und Denkanregungen. Alle Gäste verabschieden sich mit je zwei prägnanten Ratschlägen, wovon hier vier festgehalten werden sollen:

„Es ist ein Trugschluss, dass man sich mit Weiterbildungen einen Job ‚erkaufen‘ kann. Weiterbildungen sind wichtig im Job, und nicht vorher.“ (Markus Diem)

„Macht mit 20 genau das, was ihr gerne macht und mit 30 das, worin ihr gut seid.“ (Sabine Heuss)

“You should dare, don’t hesitate, you have good qualities when being – you’ll be surprised.” (Henri Yéré)

„Wendet die Methode Münchhausen an, packt euch am eigenen Schopf, seid stur und hartnäckig, bleibt am Ball und lasst euch nicht unterkriegen im Verfolgen eurer Interessen.“ (Adrian Maître)

Das Jubiläumsfest in der Alten Universität

Festliche Stimmung

Zum Festakt um 17.15h finden sich zahlreiche Gäste sowie die Teilnehmenden der Workshops im grossen Vorlesungssaal im malerischen Gebäude der alten Universität am Rheinsprung 9 ein. Sämtliche Plätze sind belegt, einige Anwesende müssen sich mit einem Steh- oder Treppenplatz begnügen.

Ethnologinnen und Ethnologen unterschiedlicher Studiengenerationen haben sich versammelt. Neben den heutigen sitzen ehemalige Studierende und Dozierende aus dem In- und Ausland, amtierende und emeritierte Lehrstuhlinhaber für Ethnologie aus Basel, Zürich und Deutschland, die Direktorin sowie jetzige und pensionierte KuratorInnen des Museums der Kulturen. Von der Universität Basel nehmen der Rektor, der Leiter des Departements Gesellschaftswissenschaften und amtierende und emeritierte Lehrstuhlinhaber benachbarter Fächer teil.

Sie alle verkörpern gewissermassen die Kontinuität in der 50-jährigen Geschichte des Ethnologischen Seminars und seinen Partnerinstitutionen. Nicht nur der schicken Kleidung mancher Anwesenden ist es anzumerken, dass der Saal heute zweckentfremdet wird, dass es sich nicht um eine Vorlesung handelt, sondern um eine festliche Zusammenkunft: Auch die Stimmung ist feierlich. Es wird geplaudert, Blicke kreisen suchend im Raum, alte Bekannte erkennen sich wieder, tauschen sich aus.

Als sich das rege Stimmengewirr im Raum legt ergreift Prof. Dr. Till Förster das Wort um alle im Namen des Ethnologischen Seminars willkommen zu heissen. Es freue ihn, dass sich so zahlreiche Gäste aus unterschiedlichen Kontexten und Phasen der Institutsgeschichte versammelt haben, um auf die 50 Jahre zurückzublicken. Seine Aufforderung zu Beginn, die Mobiltelefone auszuschalten, veranlasst ihn zum scherzhaften Hinweis, dass dies vor 50 Jahren undenkbar gewesen wäre. Gelächter ertönt im Saal. Später soll sich herausstellen, dass solche technologischen Errungenschaften durchaus auch für die Entwicklung der Ethnologie und die Wissenschaft im Allgemeinen von Bedeutung sind.

Die Veranstaltung besteht aus drei Vorträgen, welche die Geschichte des Ethnologischen Seminars von seiner Entstehung bis heute nachzeichnen. Zu Beginn redet Dr. Eberhard Fischer über die Anfänge der Ethnologie in Basel, die er selbst als Student miterlebte. Prof. Dr. Brigit Obrists Präsentation geht dann auf die Zeit ein, in der Prof. em. Dr. Meinhard Schuster den Lehrstuhl für Ethnologie inne hatte und die sie selbst als Studentin und später als Doktorandin und Habilitandin erlebte. Abschliessend berichtet Prof. Dr. Till Förster von den letzten zwölf Jahren, in denen er dem Seminar vorsteht, und eröffnet einen Ausblick auf Themen und Fragen der Zukunft.

Die 1960er Jahre: Ein Abstecher in die Vergangenheit: «Die Initiation in die Berufswelt eines altgewordenen Einheimischen» (Zitat)



Abb. 6: Eberhard Fischer sitzt im Vordergrund eines generationenreichen Publikums.

Herr Förster betont in seiner Einführung die Vielfalt von Herrn Fischers wissenschaftlichen Interessen. Lange habe er sich vor allem Afrika gewidmet, sei dann aber Afrika „untreu“ (Zitat) geworden, da sich sein Interesse zunehmend Indien widmete. Herr Fischer sei für ihn persönlich stets ein wichtiger „Wegmarker“ gewesen: So habe ihn seine kunstethnologische Arbeit über das Maskenwesen der Dan sehr inspiriert, und ihn, unter anderem, dazu bewogen, sich vom Studium der Kunstgeschichte ab- und schliesslich zur Ethnologie hinzuwenden. Ausserdem stehe er auch persönlich in der Schuld des Kollegen, da er ihm in einer finanziell knappen Situation ein Flugticket finanzierte. Als besonderen fachlichen Verdienst nennt Herr Förster seine Dienstzeit als Direktor des Rietberg Museums in Zürich, dem der Ethnologe zu internationalem Ruhm verholfen habe, der bis heute anhält.

Er habe keinen akademischen Festvortrag vorbereitet, warnt Herr Fischer das Publikum. Dafür komme das Wort „Ich“ viel zu häufig vor. Man müsse sein Referat als die Rede eines altgewordenen Einheimischen verstehen, der nostalgisch auf seine Initiation in die Berufswelt zurückblickt. In eloquenter Sprache und ausgesprochen anschaulich und humorvoll schildert er seine persönlichen Eindrücke als Student in der Anfangszeit der Ethnologie in Basel. Herr Fischer kommt aus einer Ethnologenfamilie: So habe er seinen Vater bereits in jungen Jahren nach Liberia begleitet, wo er sich zum ersten Mal mit Masken auseinandersetzte. Dieses Thema sollte ihn darauf noch lange begleiten. Er verbrachte die Anfänge seines Studiums im München und Tübingen. Als er sich im fünften Studienjahr für Basel entschied spielten regionale Schwerpunkte nur beschränkt eine Rolle, denn Basel war damals noch kein Zentrum für Afrikanistik, was sein Hauptinteresse war. Der ausschlaggebende Grund für seinen Umzug nach Basel war die Liebe zu einer Basler Bildhauerin. Doch der Vater habe auch gute Beziehungen zum Basler Völkerkundemuseum gehabt und ihm stets angeraten sich nicht nur einem Kontinent zu verschreiben: Gerade in der Kunstethnologie sei es sehr zu empfehlen, auch Ozeanien genauer zu kennen und zu vertiefen. Ausserdem haben die Textilanalyse sowie die Museologie, die neben Ozeanien die Interessensschwerpunkte des damaligen Professors Dr. Alfred Bühler bildeten, sein Interesse als Student geweckt. Er habe wertvolles Wissen über den Umgang mit Sammlungen erworben, das ihm etwas später als junger Museumsdirektor von Vorteil war. Die Textilanalyse vergleicht Herr Fischer mit dem Lösen eines Sudokus: Am Schluss müsse alles stimmen, was sehr befriedigend aber ebenso knifflig sei.

Herr Fischer bekennt sich explizit zum „Bühler-Schüler“. Mit etwas Ironie meint er sogar, dass unterschiedliche Faktoren, wie etwa die ausserehelichen Liebschaften von Herrn Bühler, diesen zu einer romantischen, faszinierenden Person für ihn machten. Mehr noch bewunderte er ihn fachlich, nicht zuletzt aufgrund seiner Feldforschungsmethoden, die in Deutschland zu der Zeit noch kein grosses Ansehen genossen. Vor allem aber beeindruckte ihn das Kunstverständnis von Alfred Bühler: Dieser habe stets die Universalität der Kunst betont und aussereuropäische Kunst in Werken wie „Ozeanien und Australien: die Kunst der Südsee“ (1961) wissenschaftlich erarbeitet. Alfred Bühler sei in einem sehr wachen, allen Künsten aufgeschlossenen Milieu zuhause gewesen. Herr Fischer, der sich damals mit den Dan beschäftigte, war enorm angesprochen von dem für damalige Verhältnisse eigenwilligen Zugang zur Kunst, der sich etwa in folgender Aussage seines Mentors äusserte: «Genau genommen gibt es DIE Kunst gar nicht. Es gibt nur Künstler [...]»

Nach dem ausführlichen, lobreichen Vortrag über Alfred Bühler erzählt er aus seinem Leben als Student, aber auch davon, was ein Ethnologiestudium zu seiner Zeit bedeutet hat. Jeder habe vor sich

„hingewurstelt“, Seminare besucht oder auch nicht, und das Curriculum wie auch die Lehrveranstaltungen seien sehr individuell geprägt und manchmal auch unstrukturiert gewesen. Im Gegensatz zu München, wo die Studenten untereinander per Sie waren, sei ihm die duzende Basler Studentenschaft sehr offen vorgekommen, und sie hätten ihn sehr herzlich bei sich aufgenommen. Zahlreiche Freundschaften haben sich aus jener Zeit erhalten - ebenso die Erinnerung an kulinarische Erlebnisse in dieser Stadt.

Auch das Verhältnis von Studierenden und Professoren sei hier sehr gut gewesen und zum Beispiel durch gemeinsames Teetrinken zelebriert worden. Im Doktoratsstudium allerdings hätten sich die Studenten öfters von ihrem Professor im Stich gelassen und durch das Fehlen klarer Strukturen verunsichert gefühlt. Herr Bühler habe dies als didaktisches Mittel gesehen: Er wollte selbständige Studenten, da sie andernfalls Mühe hätten, sich auf dem Arbeitsmarkt durchzusetzen.

Zum Schluss blickt Herr Fischer noch einmal auf die thematischen Schwerpunkte und Errungenschaften des Ethnologischen Seminars zurück. Damals sei noch ein klassischeres Konzept von Ethnie vertreten worden, das deren geographische Lokalisierung betonte. Ausserdem sei die Fächerkombination der Ethnologie mit Fächern wie Urgeschichte, Archäologie, Geographie oder Sprachen üblich gewesen, nicht aber mit Fächern wie Philosophie oder Soziologie, wie das heute eher der Fall ist.

Er dankt Herrn Prof. Dr. Gerhard Baer, Dr. Annemarie Seiler und Herrn Förster für besonders anregende Ausstellungen während seiner Zeit als Rietberger Museumsdirektor.

Abschliessend bekundet er, dass er nach einem halben Jahrhundert auf eine glückliche Studentenzeit zurückblicken kann und wünscht uns, dass die jetzige Studentenschaft in 50 Jahren eine ebenso vergnügliche Zeit in Erinnerung hat.

1970 – 2000: Eine Zeit mit einer soliden Basis, und doch viel Bewegung: Die Ethnologie öffnet sich neuen Regionen und Themen

Daraufhin erteilt Herr Förster der zweiten Rednerin des Abends, Prof. Dr. Brigit Obrist, das Wort. Er gratuliert ihr zum 25. Dienstjubiläum am Ethnologischen Seminar und betont, dass sie durch ihre langjährige und enge Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Tropen und Public Health Institut andere Sichtweisen einbringe, was er sehr schätze. Frau Obrist blickt auf die Zeit zurück, in der Prof. Dr. em. Meinhard Schuster Lehrstuhlinhaber am Ethnologischen Institut war. Ihm und seiner Frau Gisela habe die Ethnologie viel zu verdanken, sogar das Ethnologische Seminar am Münsterplatz 19, das er Stock für Stock erobert habe.

Leider sei es ihr nicht möglich, allen, die in diesen dreissig Jahren zur Forschung und Lehre am Ethnologischen Seminar Basel beigetragen haben, gerecht zu werden. Gerne würde sie dem Beispiel von Herrn Schuster folgen, der an den legendären Weihnachtsfesten und in den akribisch verfassten Jahresberichten immer bemüht war, ein möglichst vollständiges Bild zu vermitteln, aber dafür reiche die Zeit natürlich nicht. Dafür bittet sie alle Anwesenden um Verständnis. Wer ein umfassenderes Bild über die Ethnologische Forschung und Lehre in Basel gewinnen möchte, finde diese Informationen in verschiedenen Übersichtsartikeln, die in der von der Geographisch-Ethnologischen Gesellschaft Basel herausgegebenen Zeitschrift REGIO BASILIENSIS veröffentlicht sind (zum Beispiel in den Heften 19.3.1998 und 41.3.2000).

Die Forschung am Ethnologischen Seminar habe sich während jener Zeit in erster Linie über drei regionale Schwerpunkte definiert: 1) dem pazifischen Raum (insbesondere Papua New Guinea), 2) dem westlichen und nördlichen Südamerika sowie 3) vor allem seit 1990 - West- und Ostafrika.



Abb. 7: Brigitt Obrist vor ihrem Forschungsgebiet.

Am Beispiel von Forschungen auf Neuguinea skizziert Frau Obrist Grundzüge der Feldforschung von 1970-2000. Sie veranschaulicht die Entwicklungsschritte anhand von Karten, da sie dies von Herrn Schuster so gelernt habe, wie sie augenzwinkernd feststellt, und weil diese Region vielen Anwesenden nicht mehr so bekannt sei. Das Interesse der Basler Ethnologie konzentrierte sich auf das Sepikgebiet im Nordosten der Insel. Auf drei Forschungsreisen folgte

Herr Schuster – zuerst noch von Frankfurt aus - Felix Speiser und vor allem Alfred Bühler, die bereits in den 1930er und 1950er Jahren Expeditionen dorthin durchgeführt hatten. Die Sepik-Expeditionen der 1950er und 60er Jahre waren vorwiegend kulturhistorisch orientiert. Sie sollten dazu beitragen, die Kulturgeschichte der Menschheit zu rekonstruieren und zu dokumentieren, bevor diese Zeugnisse alter Kulturen unwiderruflich verschwinden würden.

Ganz anders war das Ziel des dritten und berühmtesten Forschungsprojekts von 1972-74 – das oft als „Basler Sepik Expedition“ bezeichnet wird. Daran nahm neben Herrn Schuster und seiner Frau Gisela eine Gruppe von sechs Studierenden teil, die damals noch direkt promovierten. Bei diesem Projekt ging es darum, auf der Basis von Einzelstudien in sechs Dörfern derselben ethnischen Gruppe und der Untersuchung von Beziehungen zwischen diesen Dörfern ein möglichst integriertes Kulturbild der latmul entstehen zu lassen.

In einem längeren Zitat von Herr Schuster zeigt Frau Obrist auf, wie er selbst das Ziel der Basler Sepik-Expedition beschrieb. Mit dieser kleinen Kostprobe von Professor Schusters kunstvoll verschachtelten Sätzen vermittelt sie dem Publikum zugleich eine Vorstellung von seiner sprachlichen Präzision und meint lächelnd, dass dieser Schreibstil für ihn sehr typisch gewesen sei, jedoch gelegentlich zur Erschöpfung der Studenten während den Vorlesungen beigetragen habe.

Bereits die Ergebnisse der Basler Sepik-Expedition und noch eindrücklicher die Diskussionen an der internationalen Basler Sepik-Konferenz 1984 machten deutlich, dass „der Sinn“ kultureller Phänomene – wie sie am Mittelsepik dokumentiert worden waren – auf grössere zeitliche und räumlich Kontexte verweist. Aus diesem Grund weitete sich die Basler Sepik-Forschung von den latmul zu den Abelam und anderen Gruppen aus. Frau Obrist konnte selbst als Studentin an einem solchen Projekt teilnehmen und beobachten, wie das Abelam-Haus in Papua-Neuguinea für den Transport nach Basel ins damalige Völkerkundemuseum (heute Museum der Kulturen) vorbereitet wurde. Zu diesen Forschungen im Sepikgebiet sind elf Bände in der Reihe Basler Beiträge zur Ethnologie erschienen, darunter hauptsächlich Dissertationen, welche erst kürzlich digitalisiert wurden und nun auf dem Dokumentenserver der Universitätsbibliothek (<http://edoc.unibas.ch/>) zugänglich sind.

Forschungen der Basler Ethnologen in Neuguinea führten auch nach Rabaul, Manus Island, New Ireland, die Finisterre Range und auf die Trobriand Inseln. Neue Themen und Forschungsschwerpunkte kamen hinzu, wie beispielsweise Genderaspekte oder Medizinethnologie. Gleichzeitig konnten Studierende immer wieder in Projekten des Museums mitwirken, unter anderem in Indonesien, Peru und Mexiko. Zudem wuchs das Interesse für Afrika auf Seiten der Dozierenden und Studierenden. In den 1990er Jahren wurde Afrika zu einem neuen regionalen Schwerpunkt im Lehrplan und in der Forschung. Feldforschungsübungen führten nach wie vor nach Neuguinea, Mexiko und Indonesien, aber auch nach Burkina Faso, Mali und Ghana.

In der Zeit von 1970 bis 2000 hat sich die Ethnologie zunehmender Popularität erfreut: Die Studierendenzahlen stiegen von 1970 bis 1974 auf mehr als das Doppelte (von 42 auf 100) und erreichten 20 Jahre später ihr Maximum (1994: 222), worauf sich die Studentenzahl mehr oder weniger solide bei 200 einpendelte.

Frau Obrist schliesst mit der Feststellung, dass sie auf eine tolle Zeit zurück blicke, die sich durch eine ebenso solide Basis wie einen offenen Geist für Neuerungen auszeichnete. Sie spricht zum Schluss ihren Dank gegenüber Herrn und Frau Schuster aus, unter deren Leitung sie ihre Studien- und frühe Forschungszeit verbracht hat.

2000 – ???: Fragen werden aufgeworfen: Zu einseitigen Trends, steigendem Druck und der Problematik des richtigen Vokabulars.

Zum Schluss blickt Prof. Dr. Förster auf die letzten zwölf Jahre der Ethnologie in Basel zurück und wagt dabei auch den einen oder anderen Blick in die Zukunft.

Während Eberhard Fischer und Brigit Obrist eine historische Perspektive auf das Fach und insbesondere das Basler Ethnologische Seminar eingenommen hatten, befasst sich Till Förster mit gegenwärtigen Fragen und Problemstellungen der Ethnologie.

Überall sei festzustellen, dass sich das Selbstverständnis der Ethnologie in den letzten Jahrzehnten verändert hat. Die zunehmende Internationalisierung spiegelt sich neben neuen Themen und Methoden auch in der Sprache wider: Weil zahlreiche Studierende auch aus dem Ausland und von fast allen Kontinenten in Basel studieren, habe sich Englisch als Unterrichtssprache für den MA durchgesetzt. Auch die Themen der Dissertationen seien sowohl regional wie auch thematisch divers, während Doktorierende früher oft im Spezialgebiet ihres Doktorvaters oder ihrer Doktor Mutter arbeiteten. Anhand der Schilderung von aktuellen Forschungsprojekten und Dissertationen, die von ihm betreut werden, legt Till Förster diese Vielfalt dar. Dabei geht er vor allem auf einen Besuch bei einer Doktorandin in Äthiopien ein, der ihm in besonderer Erinnerung blieb: Im Riftvalley, wo einst die Wiege der Menschheit gestanden haben soll, sei er von den dort lebenden Hirten nach seinem Beruf gefragt worden. Da er es für umständlich hielt, die Arbeit eines Ethnologen in kurzen Worten zu erklären, sagte er vereinfachend, er arbeite zu Gesellschaften in Afrika. Darauf diskutierten die Hirten lange



Abb. 8: Till Förster schliesst die Vortragsreihe mit einer Zukunftsaussicht ab.

in ihrer Sprache. Er fragte seine Studentin, die als Dolmetscherin fungierte, um was es ging. Sie sagte, die Männer fragten sich, was Afrika denn sein könne. Sie wussten nicht, dass man den Kontinent, in dem sie lebten, so nannte – heutzutage eine bemerkenswerte Ausnahme wo sich afrikanische Intellektuelle lange Debatten liefern, wie man Afrika als Einheit denken könne.

Die Durchführung der Forschungsprojekte wie auch die Projektkurse auf MA-Stufe liegen ihm besonders am Herzen. Letztere sind das Herzstück des Masterstudiums. Sie wurden bereits in unterschiedlichen Gebieten und Ländern wie Ozeanien, Namibia, Tanzania, Guinea, Mali und Kamerun durchgeführt, und kommendes Jahr gehe es nach Südafrika. Diese Lehrforschungen seien ihm besonders wichtig, da man so Menschen begegne, die man im gewöhnlichen Leben nicht kennenlernt. Damit meine er nicht nur die Begegnung, die zwischen Basler Studenten und „Afrikanern“ oder „Polynesiern“ stattfindet, sondern auch die Beobachtung von kulturellen Unterschieden, die zwischen den Generationen von Ethnologen überbrückt werden, wie zum Beispiel zwischen ihm und den Studierenden.

In Bezug auf die Feldforschung stellt Till Förster fest, dass es heute keine „Informanten“ im klassischen Sinne mehr gäbe: Durch die Teilnahme am fremden Alltag würden Ethnologinnen und Ethnologen selbst zu Quellen ihrer Reflektion. Sie bringen sich ein und erleben die Dinge, über die sie schreiben, an sich selbst. Die eigene Wahrnehmung und das eigene Empfinden ändern sich mit jedem Jahr der tieferen Teilnahme. Die Ethnologie habe sich also stark verändert in ihrem Umgang mit anderen und die Sozialität, die Einbettung in die Welt sei heute eine andere. Aus unterschiedlichen Gründen sei es heute aber schwieriger, junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für eine Langzeitforschung zu gewinnen. Abgesehen von finanziellem und zeitlichem Druck, habe dies auch mit thematischen Trends zu tun: Eine Forschung in isolierten Gegenden ohne Handynetze scheine von jungen KollegInnen nicht mehr so geschätzt zu werden, fügt er hinzu, betont aber, er sage dies ohne zu werten. Selbstverständlich sei es wichtig, sich den Städten zuzuwenden: Zahlreiche explosionsartig wachsende Megastädte befänden sich in Afrika, und es sei die Aufgabe der Ethnologie, sich mit diesen neuen urbanen Gebieten eingehend zu befassen. Doch das sei kein Grund, nicht auch an den anderen Teil Afrikas zu denken – an jene Teile, wo die Leute nicht wissen, was „Afrika“ sei. Zwar konnte durch das neue Interesse für städtische Zusammenhänge ein exotisches und verklärtes Bild von Afrika dekonstruiert werden, zugleich bestehe aber die Gefahr, dass sich aufgrund dieser aktuellen Forschungstrends eine einseitige Fokussierung entwickle, wenn nicht gar eine neue Forschungslücke bilde.

Till Förster wirft auch die Frage auf, wie sich ein Fach wie die Ethnologie in einem akademischen Umfeld situiert, das immer enger strukturiert wird und immer weniger Platz für Unvorhersehbares lässt: Dadurch fehle heute die nötige Freiheit der Forschung, sich auch Dinge zuzuwenden, die nicht modisch sind und hoch oben auf der Relevanzskala stehen. Dies sei vor allem in der Kunstethnologie zu beobachten, wo kaum noch jemand in lokalen Kontexten arbeitet und die Interaktion zwischen den älteren Künsten und dem Zeitgenössischen sträflich vernachlässigt wird.



Abb. 9: Jana Gerold und Michelle Engeler stossen auf ein gelungenes Fest an.

Förster betont, dass die Stadt faszinierend und sehr wichtig für die Entwicklungszusammenarbeit ist, aber eben nur einen Teil der afrikanischen Gegenwart darstellt. Auch im ländlichen Kontext gäbe es noch viele aktuelle Fragen, die es zu behandeln gelte. Den Ausdruck James Cliffords aufgreifend wird klar, dass „the pure art of others“, also Kunst, die nicht durch Institutionen der internationalen Kunstwelt vermittelt wird, kaum noch Aufmerksamkeit findet. Er betont daher die Wichtigkeit neuer Konzepte in der Kunsttheorie – Konzepte, die nicht länger die großen Dichotomien „traditionell–modern“ oder „lokal–global“ reproduzieren. Daran müsse die Kunstethnologie mitarbeiten. Dies sei nur durch genaues Hinschauen möglich, also wie Menschen handeln, sich selbst darstellen, ihre sozialen Beziehungen gestalten. Nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Politik und im Allgemeinen sei dies relevant. Vor kurzem habe er eine Zusage für eine Forschungsk Kooperation mit Oxford und Cambridge erhalten. Jetzt gehe es darum, das dafür nötige Geld gemeinsam einzuwerben.

Mit diesem Schlusswort beendet Till Förster seine Rede, die für alle Zuhörer sicherlich eine Bereicherung und ein Denkanstoss war.

Gemütliches Ausklingen bei kulinarischen Häppchen, langen Gesprächen und mit Blick auf den Rhein.

Im Anschluss an die festlichen Jubiläumsreden werden die RednerInnen und Gäste im ersten Stockwerk mit einem lukullischen Getränke- und Essensbuffet empfangen.



Abb. 10: Beim Apéro werden noch so manche Worte gewechselt und Häppchen genossen.

Dozierende, Studierende, zahlreiche Gäste stehen für die Köstlichkeiten aus der Fusion-Küche, die Bowle und den Wein an und unterhalten sich dabei, begegnen alten und neuen Bekannten. Poster informieren Interessierte über aktuelle Dissertationsprojekte und erfolgte Projektkurse, und eine kontinuierliche Fotoprojektion zeigt Eindrücke aus Feldaufenthalten von Studierenden und Dozierenden.

Gespeist wird hauptsächlich auf der grossen Terrasse der alten Universität, die mit den steinernen Säulen, dem plätschernden Brunnen, und dem Blick auf den Rhein eine passende Kulisse für den gediegenen Anlass bietet. Teller und Gläser werden gefüllt und geleert, bis in den späten Abend hinein, bei Gesprächen und Diskussionen über die Ethnologie, und wohl noch über vieles mehr.